



Cornelia Tomaschko

**Mein
Südschwarzwald**

ehrlich und echt.

8 grad

Cornelia Tomaschko
Mein Südschwarzwald

8 grad

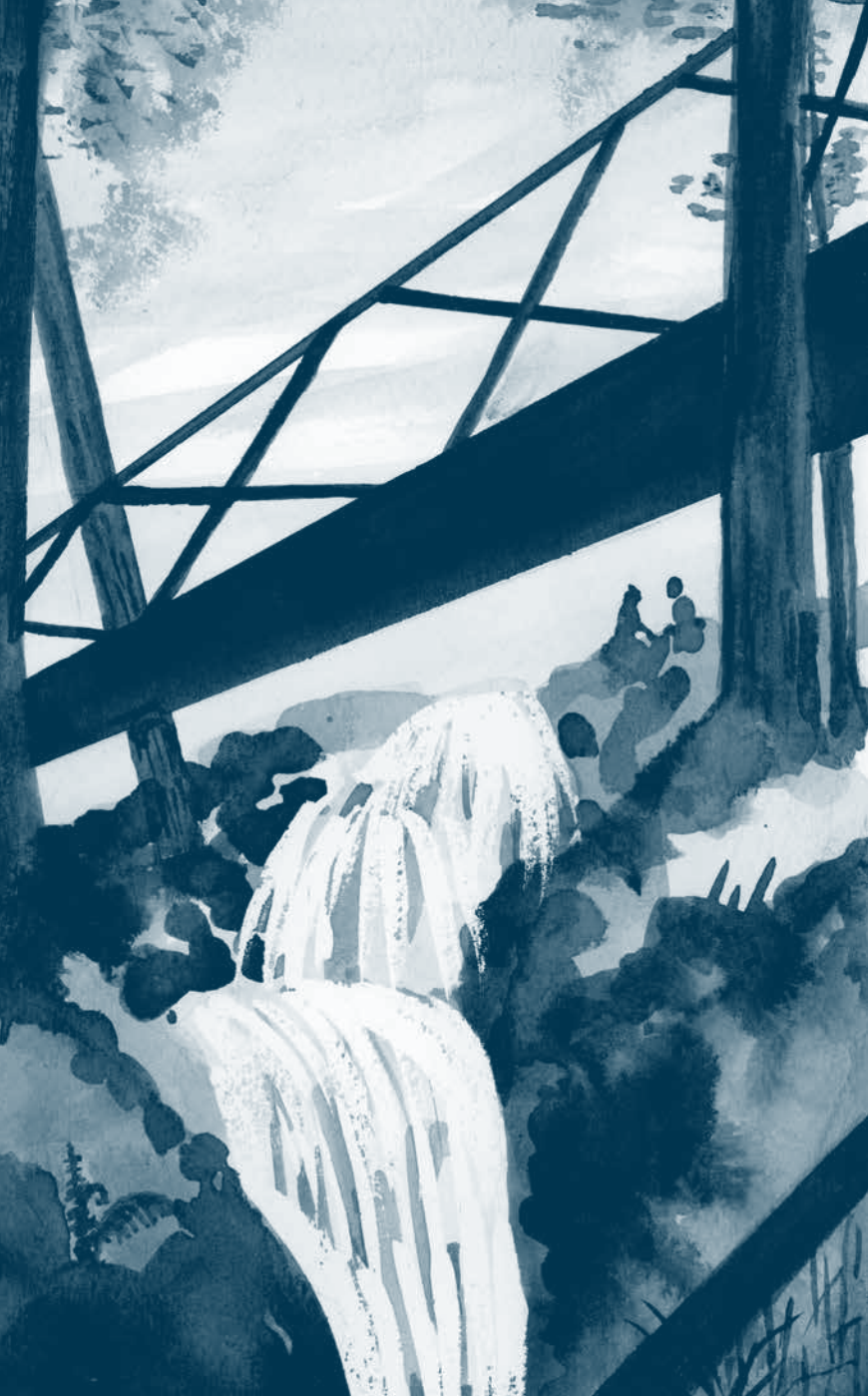


Cornelia Tomaschko

Mein Südschwarzwald

Ehrlich und echt

8 grad verlag Freiburg



Inhalt

7	Vorwort
11	Wald und Wälder
27	Tourismus und Wintersport
43	Tradition
63	Fasnet
71	Schwarzwälder Kirschtorte
77	Markt und Höfe
87	Gasthäuser
95	Kultbier und Alltagswein
105	Arbeiten, wo andere Urlaub machen
117	Handwerk und Design
127	Kunst und Architektur
139	Die Schwarzwälder und ihr Alemannisch
153	Um den Wald herum



VORWORT

Zu Beginn ein Hinweis. Ein wichtiger Hinweis. Dies ist kein Reiseführer. Auch keine Bucketlist für den Südschwarzwald. Sie halten ein Lesebuch in ihren Händen. Eine Einladung, mit mir durch »meinen« Südschwarzwald zu streifen, sich mit mir an den gedeckten Tisch zu setzen, mit mir in den Wald einzutauchen und zwischen Weinreben wieder aufzutauchen. Sie ahnen vermutlich schon, dass es in diesem Buch viel um Genuss geht. Nicht nur um kulinarischen Genuss. Der Südschwarzwald ist in vieler Hinsicht eine reiche Region. Reich an Traditionen, Kreativität, Innovation, an Bergen, Seen und Flüssen, an Symbolen und Menschlichkeit. »Ehrlich und echt«, der Untertitel dieses Buches, sind die Wörter, die mir immer wieder einfallen, wenn ich in der Region unterwegs bin.

Und da sind noch zwei Wörter, die ich mit dem Südschwarzwald verbinde: offen und weit. Wie geht das zusammen mit tiefen Tälern und dunklen Wäldern? Sehr gut, das eine gehört zum anderen. Die tief eingeschnittenen Täler sind genauso Teil der Landschaft wie die lichten Weidenflächen, die ausgedehnten Wälder sind ebenso typisch wie die kahlen Gipfel, von denen aus der Blick manchmal bis zur Schweizer Bergwelt und zu den französischen Vogesen reicht. In dieser Gegend schaut man aber nicht nur über die Grenzen, man überschreitet sie auch ganz selbstverständlich.

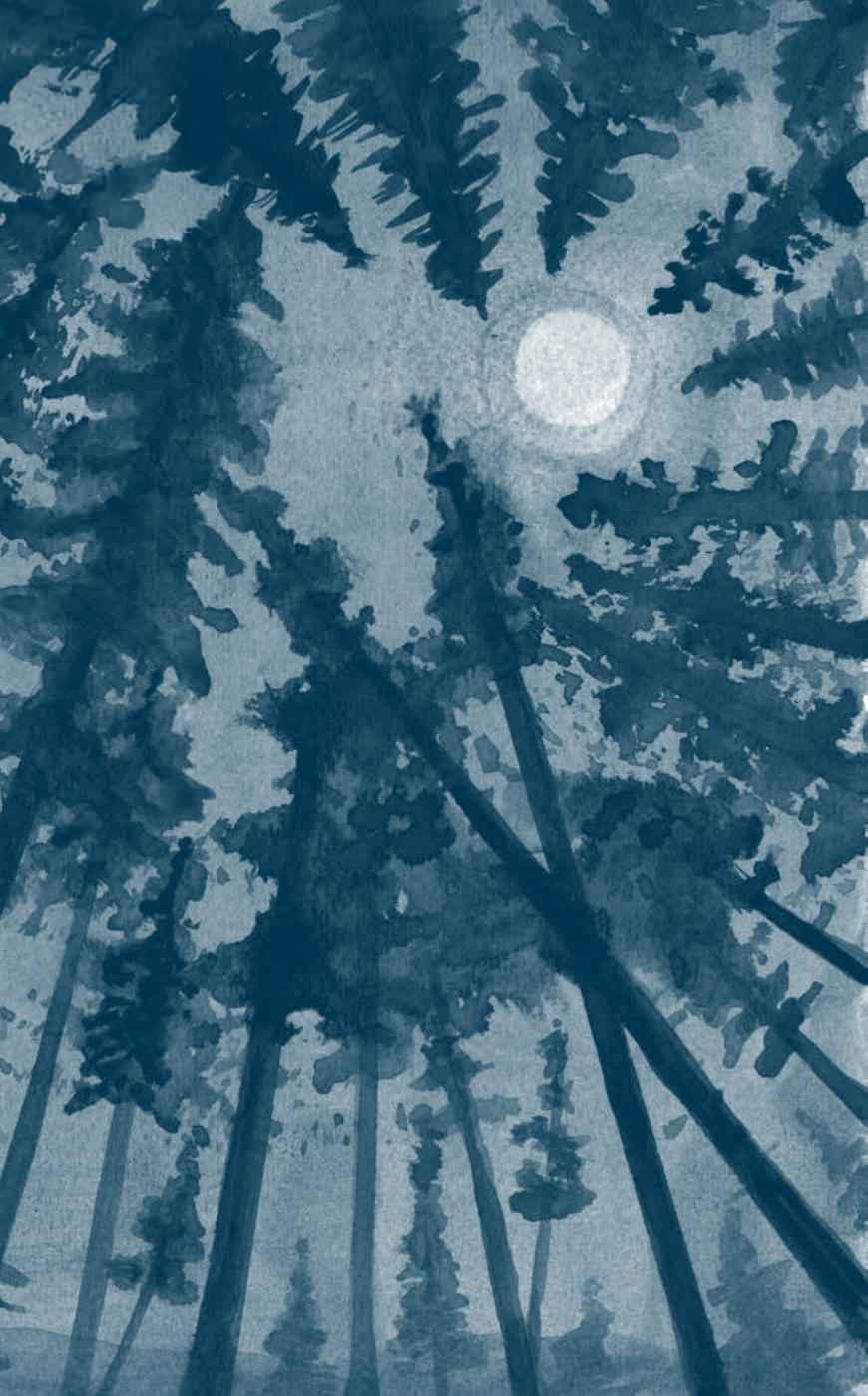
Der alemannische Dialekt macht die Verständigung zwischen den Menschen im Dreiländereck leicht. Doch wollen die Schwarzwälder überhaupt so viele Begegnungen? Sind es nicht eher stille Menschen, die dort im Gebirge wohnen? Ja und nein. Sie sind zwar keine Meister im Small Talk, aber für ein gutes Gespräch sind sie immer offen. Ein Gespräch, bei dem man sich mit Respekt begegnet. Mit dem gleichen Respekt pflegen sie auch die Traditionen ihrer Heimat und bewahren sie für die Zukunft. Mit dieser Haltung bewahren sie eine Kulturlandschaft, die für die meisten von uns ein Ort der Erholung ist. Wo wir hingehen, wenn wir Ruhe brauchen und diese im Wald, auf den Wiesen und am Wasser suchen und finden.

Auch in diesem Buch wandern wir unter Bäumen. Aber wir gehen auch aus dem Wald hinaus, zum Beispiel zu den Weinbergen des Markgräflerlands oder zu der uralten Kulturlandschaft im Taubergießen. Wir gehen dorthin, wo die Südschwarzwälder arbeiten, wo sie einkaufen und wo sie Cego spielen. Für dieses Buch habe ich sehr viel recherchiert und ausprobiert, aber Cego, dieses Urschwarzwälder Kartenspiel, kann ich noch immer nicht. Dafür habe ich die erste Kirschtorte meines Lebens gebacken. Lesen Sie selbst, was dabei herauskam.

Bei der Suche nach einem Backrezept für den Kuchen habe ich bemerkt, dass es nicht nur ein einziges gibt. Und so wenig wie es »die« Kirschtorte gibt, gibt es »den« Südschwarzwald oder »den« Schwarzwälder. In diesem Buch nehme ich Sie in »meinen« Südschwarzwald mit, so wie ich ihn ganz persönlich erlebe. Diese Gegend ist für mich seit vielen, vielen Jahren Herzensheimat. Die Arbeit an diesem Buch hat so viele schöne Erlebnisse und Bilder in mir wachgerufen, auch an meine Kindheit im Nordschwarzwald. Nehmen Sie es als Einladung, Ihre eigenen Erinnerungen an diese wunderbare Landschaft wach werden zu lassen. Oder Erinnerungen an

Ihre eigene Herzensheimat, die vielleicht weiter nördlich oder südlich auf dem achten Längengrad liegt – oder an einem ganz anderen Ort.

Cornelia Tomaschko,
Sommer 2023



WALD UND WÄLDER

Den »großen schwarzen Wald« wollte er sehen. Adem, unser Gastschüler aus der englischen Industriestadt Birmingham, verwurzelt in mehreren Nationen. Ein stiller Junge mit einer großen Sehnsucht nach Natur, nicht nur nach Wald, wie sich zeigen sollte. Adem den Wunsch nach dem »großen schwarzen Wald« zu erfüllen war kein Problem. Der »Black Forest« beginnt fast vor unserer Haustür. Hätte es den Nationalpark Schwarzwald damals schon gegeben, wären wir vielleicht im Nordschwarzwald geblieben und an die Schwarzwaldhochstraße gefahren. Zur Zeit von Adems Besuch bei uns wurde um diesen aber noch heftig gestritten. Wir fuhren mit unserem Gastkind in den Süden. Dort wollte ich ihm den für mich wahren, echten Schwarzwald zeigen, »meinen« Schwarzwald. Dass der Schwarzwald im Norden viel baumreicher, viel mehr »silva nigra« ist als der im Süden, ignorierte ich einfach. Auf den nährstoffarmen Sandsteinböden wachsen Bäume besser als Gras oder Gemüse und Salat. Auf einigen der Gipfel des Nordschwarzwalds stehen Türme, damit man über die ausgedehnten Wälder hinwegsehen kann. Im Süden dagegen schaffen Granit und Gneis die Grundlage für fruchtbare Böden, da lohnt Landwirtschaft. Die Landschaft ist offen und weit. Und genauso öffnet sich mein Herz, wenn ich durch eines der engen Täler auf die Höhe komme. Im Nordschwarzwald bin ich aufgewachsen, das ist mein Zuhause, aber meine gefühlte Heimat ist der Südschwarzwald.

Ich hoffte sehr, dass Adem ein wenig von dem spüren würde, was die Schwarzwaldlandschaft in mir weckt. Gleichzeitig meinte ich den Auftrag zu haben, den Gast von den Britischen Inseln zu einigen der Hotspots des »Black Forest« zu führen. Nach dem Freiburger Münster also zum Titisee, der bei vielen Touristen auf den vorderen Plätzen ihrer Bucketlist für den Schwarzwald steht. Bei Adem fiel der See gnadenlos durch. Ein kurzer Rundumblick genügte ihm. Das war nicht das, was er sich unter dem »Black Forest« vorgestellt hatte. Also weiter zum Feldberg, hoch auf den Seebuck. Auf dem kahlen Gipfel stand Adem zwar wieder nicht im »großen schwarzen Wald«, aber der Junge sah so viele Bäume um sich herum wie offensichtlich noch nie zuvor in seinem Leben. Er wurde noch stiller, als er es ohnehin schon war. Ich wollte ihn auf dies und das aufmerksam machen. Den Feldsee in der Tiefe, den Turm, den wir besteigen könnten, die Vogesen, die Schweizer Berge. Alles, was mich so begeistert, wenn ich auf dem »Höchsten« bin, wie die Schwarzwälder den Feldberg gerne nennen. Als ich mich umdrehte, saß Adem vor einer Kuh. Er schaute dem Tier tief in die Augen, beobachtete jede seiner langsamen, ausgeprägten Kaubewegungen. Adem hatte von all meinen Worten keines gehört, er war völlig in den Anblick des Tiers versunken. Ich setzte mich neben den Jungen und kam mit ihm ganz im gegenwärtigen Moment an. Wir saßen mitten unter zahlreichen fröhlichen Ausflüglern, die an diesem warmen Herbsttag auf den Feldberg gezogen waren, um die gigantische Fernsicht zu genießen. Irgendwann drehte die Kuh sich um und ging davon. Und wir wanderten auf dem Feldbergsteig in den »großen schwarzen Wald« hinein. Unser Gastkind war glücklich. Um das zu verstehen, brauchte es keine Worte.

»Heimat fühlen Menschen in der Natur«, schreibt der Glücksphilosoph Wilhelm Schmid in seinem Buch *Heimat finden*. Ich kenne dieses Gefühl. Es packt mich immer

dann, wenn ich auf den Bergen des Südschwarzwalds stehe, in eine der Schluchten eintauche, an einem Bach zwischen alten Bäumen entlangwandere, die Gischt eines der imposanten Wasserfälle im Gesicht spüre oder auf einem bemoosten Baumstumpf an einem der stillen Weiher sitze. Klingt sehr idyllisch und so gar nicht nach Klimawandel und Waldsterben. Veränderungen, die natürlich auch vor dem Schwarzwald nicht haltmachen. Im Gegenteil. Sie sind gut sichtbar. Und spürbar, wie uns ein Spanier im Schatten der Bäume im Biergarten des Raimartihofs versicherte. Er schwitzte sehr nach seiner Wanderung auf dem Feldbergsteig. Eine solche Hitze hatte der Mann aus Südeuropa im Schwarzwald nicht erwartet, eher einen kühlen Sommerurlaub. Er habe sich offensichtlich das falsche Jahr ausgesucht, meinte er lachend. Allerdings betonen Meteorologen und Klimaforscher fast täglich, dass es in Zukunft immer häufiger solche »falschen« Jahre geben werde. Die Feuerwehrleute im Schwarzwald üben vermehrt, Waldbrände zu bekämpfen, da diese in den trockenen Jahren häufiger werden. Eine Gefahr, die bislang eher den Wäldern in Spanien, Frankreich und Italien drohte.

Der Wald wird sich wandeln, auch der Schwarzwald. Das hat er schon häufig getan, aber seit rund 300 Jahren sind wir Menschen an dieser Veränderung in erheblichem Maß beteiligt. Zunächst durch intensive Abholzung, dann durch Monokulturen und nun durch einen Klimawandel, den wir durch unseren Energiehunger herbeigeführt haben. Originale, ursprüngliche Wälder gibt es im Schwarzwald nur noch selten. Ein paar finden sich rund um den Feldberg. Dort schlagen Bergahorn, Weißtanne, Buche und Säulenfichte ihre Wurzeln. Diese Baumarten entwickeln sich, wenn man den Wald wachsen lässt, wie er wachsen will, beispielsweise in den Kernzonen eines Biosphärengebiets. Im Biosphärengebiet Schwarzwald mit rund 63 000 Hektar Fläche sind knapp 2100 Hektar als Kernzonen ausgewiesen. Dort wachsen diese naturnahen

Mischwälder. In diesen Zonen sind dann nochmals Gebiete ausgewiesen, in denen forstwirtschaftlich gar nichts geschieht, die Bannwälder. Sie sollen zu den Urwäldern von morgen werden, wie im »Napf«, dem höchstgelegenen Bannwald Baden-Württembergs, nordwestlich des Feldbergs gelegen. Wer eine Ahnung davon bekommen möchte, wie wild der Schwarzwald vor der Besiedelung im Mittelalter war, sollte sich in den Bannwald in der Wehraschlucht, südlich des Feldbergs, wagen. 17 Kilometer und rund 850 Höhenmeter sind zu bewältigen. Ursprüngliches Walderleben ist kein Sonntagnachmittags-Spaziergang. Der Wald, die Natur fordern uns. Natürlich ist das nicht vergleichbar mit dem, was die unerschrockenen Missionare des Mittelalters wie St. Trudpert im Münstertal bewältigen mussten, um einen Siedlungsplatz zu schaffen. Die Römer hatten den Schwarzwald eher gemieden. Sie bevorzugten die Randlage am Oberrhein mit den Quellen wärmenden Thermalwassers. Ich kann das gut verstehen. Aber in meinem sehr komfortablen Alltagsleben übt der unaufgeräumte Bannwald dennoch eine große Anziehungskraft auf mich aus. Auf dem Wanderweg über umgestürzte Baumstämme zu steigen, das üppige Leben im Totholz zu beobachten, andererseits aber auch zu respektieren, dass ich in manchen Gebieten nichts verloren habe, sondern dass dort nur die Natur sein darf, sind gute Erfahrungen für mich. Die Tatsache, dass die Natur uns Menschen nicht braucht, wir sie aber schon, zeigen uns die Bannwälder sehr deutlich.

In diesen absoluten Schutzzonen können wir also beobachten, was wächst, wenn wir nichts pflanzen und nichts roden. Doch welche Bäume werden diese Urwälder besiedeln, wenn es auf der Erde immer wärmer wird? Die Hochmoore des Schwarzwalds sind so etwas wie das Waldgedächtnis. Dort sind die Pollen jener Bäume konserviert, die vor 10 000 oder 5000 Jahren im damals noch namenlosen Schwarzwald standen. Vor 5000 Jahren hatten wir eine lokale Warmzeit.

Damals wuchsen Ulmen, Eichen und Linden auf den Höhen des Schwarzwalds, die derzeit nur in tiefen Lagen zu finden sind. Vielleicht werden sie in Zukunft wieder auf die Höhen hinaufziehen. Dann gäbe es auch mehr Frühling und mehr Herbst am Feldberg als heute. Die Hochschwarzwälder müssen mehr als drei Wochen länger als die Freiburger warten, bis die Bäume wieder grüne Blätter tragen, und im Herbst fast drei Wochen früher Abschied von den dann bunten Blättern nehmen. Dafür greifen die, die oben wohnen, häufig im Herbst und Winter bei satten Plustemperaturen zur Sonnenschutzcreme, während sich im Tal der Nebel staut und das Thermometer Minusgrade zeigt. Solche Tage mit Inversionswetterlage gibt es im Südschwarzwald überdurchschnittlich viele. Sie sind meine liebsten Tage. Oben am Feldberg zu stehen und auf die schneebedeckten Berge der Schweizer Alpen zu schauen, während im Rheintal der Nebel wie eine dicke Decke liegt, ist ein bisschen, wie über den Wolken zu fliegen und die grenzenlose Freiheit zu spüren, die Reinhard Mey besingt. Ein Lied, das nicht nur Flieger auswendig können. Am Belchen oder Hochblauen ist das Gefühl nicht anders, aber am Feldberg kann ich diese Tage auf dem Feldbergsteig genießen, einem meiner absoluten Lieblingswege im Südschwarzwald. Oder ich gehe an Tagen mit Inversionswetterlage den Panoramaweg von St. Märgen nach St. Peter und schaue hinüber zum »Höchsten«.

Beide Wege führen durch die typische Landschaft des Südschwarzwalds. Große, offene Ebenen und dichte oder lichte Wälder, die sich abwechseln. Ließe man überall die Bäume wachsen, wie sie wollen, dann wäre die gesamte Schwarzwaldlandschaft ein einziger Wald, abgesehen von den natürlich baumfreien Zonen wie Felsen, Moore und Lawinenbahnen, die es auch im Südschwarzwald gibt, beispielsweise am Zastler Loch. In den vegetationsfreundlichen Gebieten sorgen Rinder und Ziegen dafür, dass nicht alles zuwächst. Obwohl

deren Zahl rückläufig ist, reicht der Hunger der Vierbeiner aus, um die Verbuschung aufzuhalten. 30 Prozent des Schwarzwalds sind dank der Tiere offene Flächen, auf 70 Prozent wachsen Bäume. So leisten die Bauern mit ihrer Arbeit auch einen Beitrag dazu, die Landschaft, wie wir sie kennen, zu erhalten. Auch die kahlen Gipfel von Feldberg und Belchen, denn die natürliche Baumgrenze liegt bei 1600 Metern. Diese Höhe erreicht kein Schwarzwaldgipfel. Dass es zu den baumlosen Gipfeln kam, hat etwas mit uns Menschen zu tun. Mit der intensiveren Besiedelung der Region im Mittelalter rodeten Mönche, Handwerker und Bauern viele, viele Bäume. Sie bauten Häuser und Bergwerke, gingen ihrem Gewerbe wie Köhlerei oder Glasbläserei nach oder schufen Weideflächen fürs Vieh. Im 18. Jahrhundert war der Holzbedarf in Europa so groß und die Gelegenheit, endlich einmal Geld mit dem Wald zu verdienen, so verführerisch, dass Ende des Jahrhunderts zwei Drittel der Flächen im Schwarzwald baumfrei waren. Was noch blieb, waren eher Büsche als Bäume. Das Bild des Schwarzwalds, das wir heute kennen, ist also gar nicht so ursprünglich, wie wir das in unseren romantischen Vorstellungen gerne hätten.

Nach dem weitgehenden Kahlschlag suchten die Waldbesitzer Anfang des 19. Jahrhunderts den optimalen Baum zur Wiederaufforstung. Sie entschieden sich für die schnell wachsende Fichte statt für Tannen, Buchen und Eichen, die bis dahin charakteristisch für den Schwarzwald gewesen waren. Das beginnende 19. Jahrhundert war auch die Zeit, in der sich die Forstwirtschaft nicht mehr an alten Rechten orientierte, sondern gesetzlich geordnet wurde. Der Beruf des Försters entstand, die Waldbesitzer durften nur noch mit behördlicher Erlaubnis einschlagen. Dies kam alles andere als gut an. Das Badische Forstgesetz von 1833 setzte aus Sicht der Schwarzwälder dem Ganzen die Krone auf. Der Forst sollte vor dem Volk geschützt werden. Das Gesetz verbot den Menschen,

Brennholz im Wald zu sammeln. Auch durfte kein Vieh mehr im Wald weiden, damit die neu gepflanzten Bäume eine Chance hatten zu wachsen. Weideflächen, die unrentabel waren, wurden mit Bäumen bepflanzt. Um diese Jungwälder vor den Tieren zu schützen, wurden Gräben und Mauern gezogen, die das Vieh nicht überwinden konnte. Achten Sie mal beim Wandern auf diese Steinmauern im Wald. Zusätzlich zur Fichte setzten Waldbesitzer ab dem 20. Jahrhundert auch Lärchen und Douglasien. Auf unserer Terrasse liegen Bretter einer Douglasie aus dem Schwarzwald und schenken uns jeden Tag ein bisschen Heimat- und auch Urlaubsgefühl. Aber kann ein Baum, der sein natürliches Verbreitungsgebiet in Nordamerika hat und erst so kurze Zeit zum Schwarzwald gehört, diesen als Heimat symbolisieren? Wenn man davon ausgeht, dass dort, wo Heimat ist, alles bleibt, wie es ist, ganz sicher nicht. Da jedoch nicht alles bleibt, wie es ist, schon gar nicht im Schwarzwald, wo Heimat auf allen Gebieten immer wieder neu interpretiert wird, können auch Douglasienbretter aus dem Schwarzwald auf einer Terrasse ein Stückchen Heimat vermitteln. Vermutlich auch in Zukunft. Das gilt nicht für die Fichte. Eigentlich sind die Ansprüche der Rottanne, wie sie wegen ihrer Rindenfarbe auch genannt wird, gering. Es braucht wenig, damit diese Baumart sowohl gerade als auch schnell in die Höhe wächst. Das macht die Fichte sehr wirtschaftlich. Mehr als die Hälfte des Nutzholzes in Deutschland sind Fichtenstämme. Doch dem einstigen »Brotbaum« der Waldbauern im Schwarzwald wird es zu warm und zu trocken. Bei aller Genügsamkeit braucht die Fichte für ihr Wohlbefinden vor allem ein kühles Klima, das ihr der Schwarzwald viele Jahre bieten konnte. Die zunehmend trockenen und heißen Wetterlagen sind nichts für sie. Die Bäume, die schon aufgegeben haben, ragen braun und dürr wie Mahnmale Richtung Himmel. Die Wurzeln der Fichten liegen zu flach, um tiefer gelegene Wasserschichten anzapfen zu können. Durch diese

Art der Verwurzelung fallen die Rottannen bei Stürmen auch schneller um als andere Bäume. Sollten die Fichten wirklich komplett verschwinden, wird das einem Waldbewohner überhaupt nicht gefallen. Als unser Sohn Maximilian in der dritten oder vierten Klasse aus dem Schullandheim zurückkam, erzählte er mir begeistert vom Badischen Riesenregenvurm. Max konnte sehr fantasiereich erzählen, weshalb ich ihn in der damaligen Zeit immer fragte, ob eine Geschichte für die Zeitung (wahr) oder fürs Märchenbuch (erfunden) sei, denn von einem Badischen Riesenregenvurm hatte ich bis dato nichts gehört. Dabei gehört er zu den Ureinwohnern im südlichen Schwarzwald. Er lebt dort seit dem Ende der Eiszeit. Nun lernte ich durch Max den »Lumbricus badensis« kennen. Mehr als 30 Zentimeter misst der überdimensionierte Regenwurm, und wenn er sich ausstreckt, schafft er es auf mehr als einen halben Meter Länge. Wie jeder Wurm wohnt auch der badische unterirdisch. Bis zu zwei Meter tief reichen seine Wohnröhren in den Boden. Da der Ringelwurm erst am Abend frisst, machten sich die Kinder in der Dämmerung auf die Suche. Durch Klopfen lockten sie ihn aus dem Boden, allerdings nicht ganz. Beim abendlichen Mahl bleibt etwa ein Drittel der stattlichen Wurmlänge im Boden. Wer so groß ist, wiegt in der Regel auch ein bisschen mehr. Zwischen 30 und 40 Gramm bringt der Badische Riesenregenvurm auf die Waage, was dem fünffachen Gewicht eines gemeinen Regenwurms entspricht. Dem Großen gefällt es gut in den relativ sauren Böden der Fichtenwälder. Da der gemeine Regenwurm diese eher verschmählt, hat der Riesenwurm das Revier ganz für sich allein.

Das heißt, solange es noch Fichtenwälder im Schwarzwald gibt, denn ein Baum, der so sehr gestresst ist durch Hitze und Trockenheit wie die Fichte, hat nur wenige Abwehrkräfte. Das nutzt der Borkenkäfer, um unter der Rinde seine Brutgänge anzulegen. Halten Sie mal Ausschau nach

einem Stück Fichtenrinde am Boden, das auf seiner Rückseite so ein typisches Muster zeigt, das mich an Farnblätter erinnert. Das werden Sie auch in Ihrem Wald finden, dafür muss niemand in den Schwarzwald fahren. Bei diesem Muster war ein ganz bestimmter Borkenkäfer am Werk, der Buchdrucker. Rund 6000 Borkenkäferarten gibt es weltweit, aber nur der Buchdrucker bohrt solche Brutgänge. Solange nur ein paar der Käfer der Fichte zu Leibe rücken, passiert ihr nicht viel. Wenige Käfer wehrt der Baum mit Harz ab, giftigem und klebrigem Harz. Allerdings können die Buchdrucker Bestandteile des Harzes in Duftstoffe umwandeln, die allen anderen signalisieren, dass hier eine sehr attraktive Brutstätte wartet. Für die Fichte das Todesurteil. Steht sie in einer Monokultur, was die Regel sein dürfte, fühlen sich die Borkenkäfer wie im Paradies, und den Waldbesitzern stehen die Haare zu Berge. Nicht immer können sie eine weitere Verbreitung des Käfers aufhalten, indem sie die befallenen Bäume aus dem Wald holen. Ich habe den Eindruck, dass ich jedes Jahr mehr dürre Fichten sehe, nicht nur in den Kernzonen der Schutzgebiete. Dort ist es Programm, dass die Natur machen darf, was sie will. In diesen Gebieten freuen sich Biologen eher über das tote Holz, das für so viele Tiere und Kleinstlebewesen die Lebensgrundlage ist. Totholz ist auch eine von mehreren Voraussetzungen, damit Waldbesitzer Fördergeld für klimaangepasstes Waldmanagement vom Bund bekommen. Vor allem aber sollen heimische Bäume gepflanzt werden, deren Bedürfnisse zum Standort passen. Und zwar nicht in Monokultur, sondern in möglichst abwechslungsreichen Mischwäldern. Da würden viele Waldbesitzer noch mitgehen, aber dass sie 5 Prozent ihrer Fläche für die Dauer von 20 Jahren stilllegen sollen, geht einigen dann doch zu weit. Der Wald ist ein sehr emotionales Thema, nicht nur in romantisch-verklärender Hinsicht, auch unter wirtschaftlichen und ökologischen Aspekten. Da wird so heftig gestritten wie sonst vielleicht nur noch zum Thema

Wiederkehr der Wölfe im Schwarzwald. Zum Glück spüre ich davon nichts, wenn ich im Wald tief durchatme und den Alltag hinter mir lasse oder wenn ich das Leben im Totholz beobachte.

Nehmen Sie sich doch auch mal Zeit für so ein vermeintlich totes Stück Holz. Je länger Sie da einfach rumsitzen, desto mehr werden Sie sehen. Das ist zumindest meine Erfahrung. Diese emsige Wuselei unzähliger Tierchen lässt mich erleben, wie in der Natur alles mit allem zusammenhängt. In diesem Gefüge ist der Borkenkäfer einerseits Schädling, andererseits wichtige Nahrung für den Dreizehenspecht, der sich auf die Larven des Käfers spezialisiert hat. 100 Jahre war der Vogel am Feldberg verschwunden, da es keine Borkenkäfer gab. Jetzt ist der Specht mit der gelben Kopfzeichnung wieder da. Er ist es auch, der die Rindenstücke mit der markanten Zeichnung auf den Boden fallen lässt, wenn er sein Futter freilegt. Da der Dreizehenspecht nicht besonders scheu ist, könnten Sie durchaus einen bei Ihren Streifzügen im Südschwarzwald entdecken. Schauen Sie sich um. Und wundern Sie sich nicht, wenn Sie dabei ein Rudel Gämsen einen der steilen Wiesenhänge, wie beispielsweise im Münstertal, hinaufjagen sehen. Zwischen 1935 und 1939 wurden 21 Tiere aus Österreich im Schwarzwald ausgesetzt, eigentlich um das Verhalten der Gämsen zu beobachten. Der Zweite Weltkrieg setzte dem Forschungsvorhaben ein hartes Ende. Unbeobachtet vermehren sich die Tiere schnell in dem steilen und felsigen Gelände.

Während die Gämsen gezielt angesiedelt wurden, leben Auerhuhn und Auerhahn am Feldberg in ihrer angestammten Umgebung. Der größte Waldvogel Europas bevorzugt lichte, strukturreiche Wälder in Regionen über 1100 Meter Höhe mit vielen Nadelbäumen. Auf dem Boden sollten Heidelbeersträucher wachsen, denn Heidelbeeren sind seine Lieblingsspeise. Das alles kann der Feldberg bieten. Deshalb wundert es nicht, dass sich mit etwa 600 Individuen am

»Höchsten« die größte Population von Auerhähnen außerhalb des Alpenraums niedergelassen hat. Aber es werden auch nicht mehr. Und das, obwohl der Vogel, der europaweit vom Aussterben bedroht ist und deshalb auf der Roten Liste steht, im ältesten, größten und höchstgelegenen Naturschutzgebiet Baden-Württembergs eigentlich beste Lebensbedingungen hat. Vermutlich ist den Auerhühnern der Berg mit den vielen Touristen zu unruhig. Sie leben im übertragenen Sinn lieber auf dem Dorf als in der Großstadt. Die Unruhe ist nicht nur während der Balzzeit ein Thema. Im Winter brauchen Auerhuhn und Auerhahn ungestörte Räume zur Regeneration. Für Skifahrer:innen sind deshalb Waldgebiete am Feldberg tabu.

Nicht nur Tiere müssen vor uns Menschen geschützt werden, auch Pflanzen. Wie schön wäre es, an einem heißen Sommertag im Feldsee vor der hoch aufragenden Felswand zu baden. Aber das geht nicht. Etwa eineinhalb Meter unter der Wasseroberfläche wächst nämlich das stachelsporige Brachsenkraut. Das heißt wirklich so und kommt in Mitteleuropa nur noch im Titi- und Feldsee vor. Da das schnittlauchartige Gewächs, das es schon vor Millionen von Jahren auf der Erde gab, sehr leicht bricht, ist der Feldsee fürs Baden gesperrt. Nicht leicht zu erklären, wenn man mit verschwitzten Kindern unterwegs ist, die sich nichts sehnlicher wünschen als eine Abkühlung. Mit Klettern kann man sie auch nicht ablenken, da rund um den Feldsee, wie überhaupt am Feldberg einige geschützte Pflanzen wachsen, vor allem solche, die es sonst nur im Alpenraum gibt. Ihnen gefällt es in den Lawenbahnen wie beim Zastler Loch, auf den Felsen und auf den windgepeitschten Bergrücken. Solche alpinen Lebensbedingungen bietet auch der Belchen, dessen felsige Südseite Ende Juni von den Blüten der Alpenheckenrose gefärbt wird.

Ob das schon zur Zeit der Kelten so war? Der Schwarzwälder Belchen soll Teil ihres Sonnenkalenders gewesen sein.

Der Name »Schwarzwälder Belchen« ist wichtig für die Differenzierung im Belchensystem, da es auch in der Schweiz und im Elsass einen Belchen gibt, die Belchenflue und den Ballon d'Alsace. Letzterer gilt als Zentrum des Bergsystems. Allerdings sind das noch immer nicht alle Belchen. Grand Ballon und Petit Ballon in den Vogesen gehören ebenfalls dazu. Bislang stand ich noch nie am 21. März oder 23. September auf dem Ballon d'Alsace, um die Sonne aufgehen zu sehen. An diesen Tagen, an denen Tag und Nacht gleich lang sind, taucht die Sonne vom elsässischen Berg aus gesehen genau über dem Schwarzwälder Belchen auf. Und geht vom Schwarzwaldberg aus gesehen an diesen Tagen genau über dem Ballon d'Alsace unter. Am kürzesten Tag des Jahres, dem 21. Dezember geht die Sonne vom Ballon d'Alsace aus gesehen hinter der Belchenflue auf und am längsten Tag, dem 21. Juni, hinter dem Petit Ballon. All das sollen die Kelten bereits erkannt und für ihren Sonnenkalender genutzt haben.

Ich bin ja mehr der Mensch für die untergehende als für die aufgehende Sonne. Das hat etwas mit der Uhrzeit zu tun, vor allem im Sommer. Obwohl ich immer wieder feststelle, dass es sich absolut lohnt, wenigstens ein paar Mal im Jahr früh aufzustehen, um die Sonne zu begrüßen, genieße ich doch lieber ihre Untergänge als ihre Aufgänge. Besonders gut ist mir eine Wanderung zum Sonnenuntergang auf den Schwarzwälder Belchen in Erinnerung. Wir rechneten an jenem 31. Oktober mit herbstlichen Temperaturen und klarer Sicht. Es war dann eher sommerlich warm und etwas trüb, aber der Sonnenuntergang war dennoch ein großes Erlebnis. Langsam wurden die Farben des Herbstwaldes fahler, im milden Abendlicht zeigten sich die Berge des Schwarzwalds in unendlich vielen Grautönen. Diese Vielfalt der Farbe Grau fasziniert mich immer wieder von Neuem. Gleichzeitig leuchtete der Himmel im Westen zuerst rot und dann in immer hellerem Gelb. Auf dem Gipfel wurde es mit der schwindenden Sonne dann doch

langsam kälter, bis es richtig kalt war. Wir durften uns noch ein wenig im Belchenhaus aufwärmen, dem höchstgelegenen Gasthaus Baden-Württembergs, bevor es mit Fackeln bergab ging. Kaum waren wir im Windschatten angekommen, war es wieder frühlingshaft. Am nächsten Tag schneite es das erste Mal in jenem Jahr.

Wir zogen weiter Richtung Süden, in den Hotzenwald. Tief im Süden spielt Wasser, das dritte der drei »W«, die den Südschwarzwald charakterisieren, neben Wäldern und Weiden eine besonders große Rolle. Die Flüsse Wiese, Wehra, Murg, Alb und Schlücht haben tiefe, teilweise sehr enge Täler ins Gebirge eingegraben. Es sind aber nicht spektakuläre Wasserfälle wie weiter nördlich in Triberg oder Todtnau, die typisch für den Hotzenwald sind, obwohl es natürlich auch dort Wasserfälle gibt. Eher sind es die Wasserkraft und Naturgewalt der Flüsse, die Ergiebigkeit sprudelnder Quellen und die Bedeutung der Hochmoore für unser Klima. Wasserkraft, wie sie die Wiese mit ihrem starken Gefälle ganz im Westen der Region liefert, war Voraussetzung für die dortige industrielle Entwicklung ab dem 19. Jahrhundert. Mehrere Hundert Jahre bevor Maschinen mit Energie aus dem Wasser angetrieben wurden, setzten die Flüsse bereits Blasebälge und Schmie-dehämmer sowie Mühlen aller Art in Gang. Wenn der Fluss zu weit weg war, bauten die Handwerker Wuhren, künstliche Kanäle, die mit geringem Gefälle das Wasser dorthin leiteten, wo es gebraucht wurde. Eine absolute Besonderheit des Hotzenwalds. Im Frühjahr trugen diese Kanäle dazu bei, dass die Schneeschmelze auf den Wiesen früher einsetzte. Das fließende Wasser in den Wuhren taute den Schnee quasi von unten her auf. So konnten die Bauern ihr Vieh vier bis sechs Wochen früher auf die Weide schicken. Die Entscheidung, wo ein Hof gebaut werden sollte, war ebenfalls vom Wasser abhängig. Nur dort, wo eine Quelle war, bauten die Bauern ihre Hotzenhäuser, in denen sie mit den Tieren unter einem